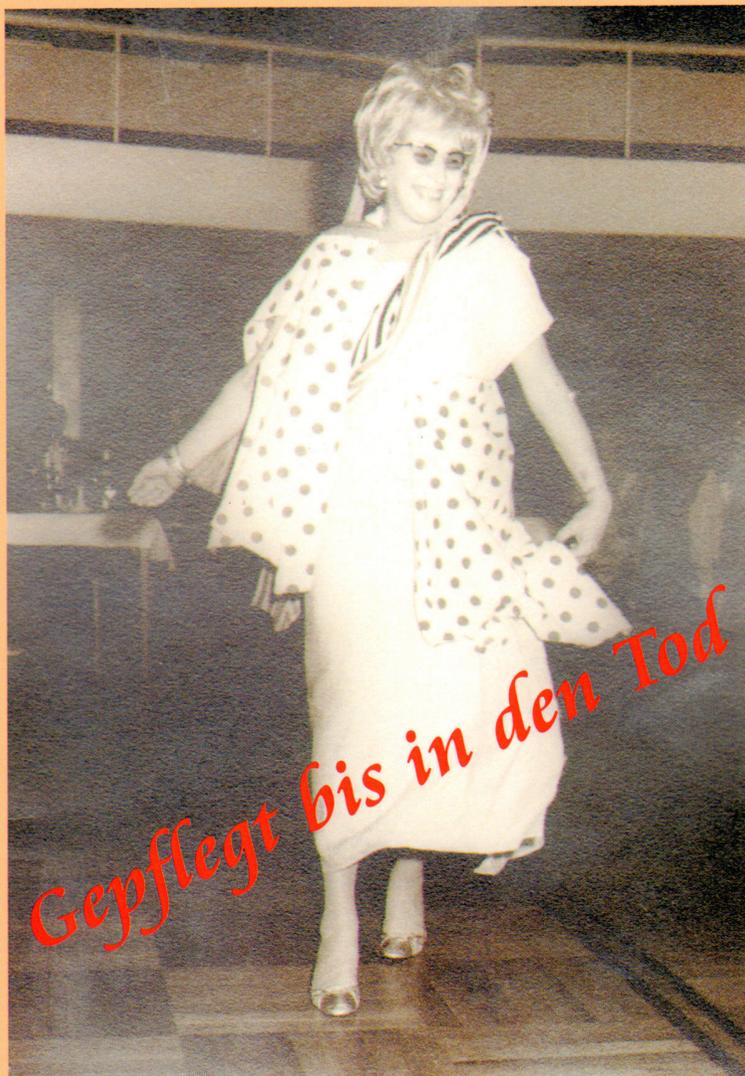


Egon H.W. Bruhn

Allein gelassen und vergebens gekämpft



Zwiebelzwerg Verlag

Egon Bruhn: Gepflegt bis in den Tod

© Copyright bei Egon H. W. Bruhn, Hamburg 2015

© Copyright und alle Rechte dieser Ausgabe bei

Zwiebelzwerg Verlag, Gregor Christian Schell, Willebadessen 2015

Printed in EU

Gesamtherstellung: Zwiebelzwerg Verlag

Klosterstr. 23, D-34439 Willebadessen, Tel&Fax 05646/1261

verlag@zwiebelzwerg.de, w.zwiebelzwerg.de

Druckfehler vorbehalten!

Egon H.W. Bruhn
Allein gelassen und vergebens gekämpft

Gepflegt bis in den Tod

Dokumentation

Zwiebelzwerg Verlag

Inhaltsverzeichnis

1. Buch	5	
Vorwort		6
Boccaccio		13
Altlasten		19
Koordinierung		27
Die Krise		36
Zwei Frauen		43
Das Apartment		61
Ilse		83
Im Heim		121
In der Geriatrie		136
Wieder im Heim		145
Der Konsens		160
Ein Pflegetelefon		180
Die Richterin		200
Das Toilettenstuhl – Syndrom		209
Frau Kloose		224
Das Bettgitter		238
Jahresausklang		270
Die Verhandlung		288
Das Urteil		312
Die Analyse		332
Die Berufung (Beschwerde)		338
2. Buch	353	
Der Fernsehsessel		355
Ein Ausflug mit Tücken		364
Die Zähne		374
Erneuter Schlaganfall		400
Oktober 2000		416
Weitere Initiativen...		435
...und weiterer Schriftverkehr		474
Schwester Doris		546
Das schaffst du ja doch nicht!		571
Fixierte Heirat		622
Der Abschied		702
Ein letzter Brief		717

1. Buch

Vorwort

Eine Apothekerzeitschrift veröffentlichte vor einiger Zeit einen Beitrag mit dem Titel < Auch Sterben braucht Liebe >.

In dem Beitrag zog man die für mich erschreckende Bilanz: „80 von 100 Deutschen sterben oft einsam und unter Schmerzen in der Klinik oder im Heim, obwohl sich 92 % einen friedlichen Tod in vertrauter Umgebung wünschen“.

Und aus der Sicht des einsam nicht zu Hause Sterbenden, bei dem in seiner schwersten Stunde niemand bei ihm ist (im günstigsten Fall vielleicht irgendwelche fremde Personen): „.....keiner, dem sie ihre letzten Worte in Liebe sagen können, keiner, der ihnen mitfühlend die Augen zudrückt, keiner, der den Abschied ihrer Seele vom Körper, ihren letzten Hauch miterlebt und beobachtet, wie Frieden einzieht in den Körper, wenn der Kampf vorbei ist“.

Aufgrund der von mir gemachten Erfahrungen hätte der Titel des obigen Beitrages dann auch vielleicht zutreffender lauten sollen:

< **Gerade** Sterben braucht Liebe >

Davon (und was geschieht, wenn man zwar einerseits gewillt ist, einem geliebten Menschen, dessen Leben sich dem Ende zuneigt, mit aller zur Verfügung stehenden Kraft beizustehen und für ihn da zu sein, man aber andererseits sehr schnell in jeder Beziehung, sowohl im privaten Umfeld als auch bei Ämtern und Behörden, Krankenhäusern und Heimen an seine Grenzen stößt, wenn man nicht unmittelbar mit ihm verwandt ist oder entsprechende schriftliche Abmachungen getroffen hat) soll dieses Buch Zeugnis ablegen.

Wer macht sich schon, **vor allem rechtzeitig**, Gedanken darüber, was alles zu tun ist, welche enormen, administrativen Schritte unternommen werden müssen, wenn in einer Familie oder sonstigen Gemeinschaft, ein Mitglied plötzlich nicht mehr in der Lage ist, sich selbst in seinem bisherigen Lebensbereich, ob geistig oder körperlich, zurechtzufinden.

Ich habe es auch nicht getan und dafür bitter büßen müssen!

Es kann dann nämlich, wie es bei mir der Fall war, durchaus passieren, dass Sie, obwohl Sie diesem Menschen vielleicht näher stehen als jeder andere und Sie jahre- oder jahrzehntelang mit ihm

zusammengelebt haben, völlig ins Abseits gedrängt werden und wütend, frustriert und ohnmächtig miterleben müssen, wie von allen Seiten mit diesem umgesprungen wird, ohne dass Sie es verhindern können.

Das kann vor allem dann eintreten, wenn Sie nicht urkundlich mit einem Partner oder einer Partnerin verbunden sind. Leben Sie z.B. in einer eheähnlichen Gemeinschaft und haben nicht alles bis ins letzte Detail schriftlich fixiert und nach Möglichkeit noch notariell bestätigt, kann jeder noch so entfernte Verwandte Ihres Partners Sie auf's Abstellgleis schieben und Sie sind dagegen absolut wehr- und machtlos.

Meine Lebenspartnerin wurde, als ich mich gerade für einige Zeit im Ausland befand, von ihrer Tochter „überzeugt“, dass es nach mehreren kleineren Schlaganfällen für sie das Beste wäre, in ein Heim eingeliefert zu werden.

Sie wollte dort nicht sein, war äußerst unglücklich und verzweifelt, jeder wusste es und niemand hat auch nur das Geringste getan, um diese Lage zu ändern. Glauben Sie nicht, geschätzter Leser, dass Sie irgendwo an offizieller Stelle Mitleid erregen, oder dass man der Meinung sein könnte, für ihren Ihnen am Herzen liegenden Menschen müsste etwas getan werden.

Sie können jetzt möglicherweise den Einwand erheben, dazu wäre ich nun als Partner aufgerufen.

Das sehe ich auch so. In diesem Buch werde ich berichten, welche vergeblichen Anstrengungen ich unternommen habe, um an den unterschiedlichsten Stellen Hilfe zu erhalten, und wie schnell ich, wie ich bereits erwähnte, an meine Grenzen stieß, bzw. man mich „abblitzen“ ließ.

Ich erkläre hiermit an Eides statt, dass jedes aufgeführte Wort in diesem Buch genau der Wahrheit entspricht.

Lediglich die ersten, kursiv geschriebenen Seiten im Kapitel „Die Richterin“, sind frei erfunden. Durch die danach folgenden späteren Ereignisse, müssen sie sich aber so oder so ähnlich abgespielt haben.

Ich bin nicht befugt, rechtliche Auskünfte oder Ratschläge zu erteilen. Das kann nur ein Anwalt oder die ÖRA (Öffentliche Rechtsauskunft).

Aus meinen Ausführungen mag aber jeder für sich, die für ihn richtigen Schlüsse und Konsequenzen ziehen.

Nur mein Name, der meiner Lebenspartnerin sowie die angeführten Vornamen Ilse, Henny und die unserer Freunde aus der Schweiz sind richtig wiedergegeben.

Alle anderen, wo es nötig war, auch die entsprechenden Örtlichkeiten, wurden aus Gründen möglicher Regressansprüche seitens der genannten Personen geändert! Lediglich die jeweiligen Anfangsbuchstaben entsprechen stets der Realität. Ebenso sind bei vielen Antworten oder Stellungnahmen zu meinem Anschreiben, zur Unkenntlichmachung die Namen oder Anschriften der Beteiligten mit schwarzen Balken versehen!

Um dem Leser vor Augen zu führen, dass es sich bei dem von mir geschilderten, beileibe nicht um einen Einzelfall handelt, möchte ich nachfolgend einige Pressemitteilungen wiedergeben, in denen auf solche Missstände hingewiesen wird.

Verhungert im Altenheim?

**Elf alte Menschen
in erbärmlichem Zustand gefunden**



Pflegerin **[Name]** (47): „Die Vorschriften der Kasernen lassen uns keine Zeit für gute Pflege.“

Heimbewohner **[Name]** (75): „Nachts über eine Stunde auf eine Pflegerin warten.“

[Name] (65), Heimbewohner: „Die haben zu wenig ausgebildete Pflegerinnen hier.“

Riesen-Skandal in deutschen Pflege-Heimen

Patienten gefesselt und misshandelt!

Rechts- und Medizin-Experten schlagen Alarm: „Was in Pflegeheimen vor sich geht, reicht von Freiheitsberaubung bis Körperverletzung!“ Nur ein Schock-Beispiel: Der Fall O. B.

„Ich will nicht mehr leben“, flüstert O. B. (89). Sie liegt im Gitterbett zu Hause in D. (Niedersachsen). Wiegt keine 40 Kilo mehr. Arme und Beine sind knochendürr. Sie ist so schwach, dass sie ihren Kopf kaum heben kann.

Bis vor zwei Jahren war die Rentnerin trotz Alzheimer noch ziemlich fit. Nichte E. S. (62) kümmert sich um die Tante – bis sie im März 2000 selbst schwer krank wird, zur Kur muss. „Da gab ich O. in Kurzzeitpflege.“ Der Beginn eines Albtraums. E. S. bringt ihre Tante in ein Heim in der Nähe. Führt vorher noch mit ihr zur Hausärztin. „Die sagte, O. fehle körperlich nichts.“ Aber als sie die Tante sechs Wochen später abholt, sitzt die im Rollstuhl: Abgemagert, in Windeln, mit Schmerzen. „Die Pfleger sagten, O. habe Grippe gehabt und nun so eine Druckstelle am Gesäß.“ E. S. ist entsetzt, zahlt aber 2760 € für die Unterbringung, nimmt Tante O. mit nach Hause. Am Tag darauf urteilt der Pflegedienst über die Wunde: „Klarer Pflegefehler.“ Nach einer Woche kann die Rentnerin nicht mehr

gehen. Ärzte operieren aus der Druckstelle ein großes Geschwür. O. B. erholt sich nicht mehr. Nach dreieinhalb Monaten wird sie aus der Klinik entlassen – als schwerer Pflegefall.

„Die Heimleitung hat sich entschuldigt“, sagt



Im Heim krank gepflegt: O. B. (mit Nichte Eila)



Von außen bestans: In diesem Heim lag O. B.

E. S. Das reicht ihr nicht. Sie will Geld zurück. Die Versicherung des Heimes weigert sich. Für C. F. (49) von der Vereinigung Integrationsförderung München „alltäglich“. Er kämpft seit 20 Jahren für menschenwürdige Pflege. Das, was in Heimen vor sich geht, ist für ihn „vorsätzliche Körperverletzung, vorsätzliche Freiheitsberaubung und lebensgefährliche Pflege“. Das bestätigt sogar eine

Studie des Medizinischen Dienstes (MDK): Prüfer entdeckten in 7600 Heimen „Defizite bis hin zur gefährlichen Pflege“. Die Studie wird im April 2001 öffentlich. Politiker und Verbände empören sich nur kurz. F. „Weil alle – Ärzte, Pharma-Industrie, MDK, Heimleiter – am Elend gut verdienen!“

Deshalb leidet noch immer fast jeder dritte der 570.000 Heimbewohner, so die Initiative Chronische Wunden, unter schweren bis lebensbedrohlichen Druckstellen. „90 Prozent könnten vermieden werden“, sagt Chefarzt R. H. (56) aus Bonn. Bis zu 83 Prozent der Heimbewohner sind unterernährt. Kriegen nicht genug zu trinken. 70.000 wer-

den künstlich ernährt – „oft unnötig, weil es Zeit spart“, so F. Weils zu wenige Pfleger für viel zu viele Patienten gibt, werden Zehntausende in Windeln gelegt, Tausende mit Pillen ruhig gestellt, Hunderte ans Bett gefesselt.

„Das sind Menschenrechtsverletzungen“, klagt Anwalt A. F. (56). Viele Angehörige trauen sich nicht, dagegen anzugehen. E. S. schon. Sie kämpft, zieht vor Gericht, fordert ihre 2760 € zurück und 2550 € Schmerzensgeld. Der Prozess beginnt diesen Monat. Ob O. B. den Ausgang erleben wird, ist ungewiss. Sie wird immer schwächer. Und hat nur noch einen Wunsch: „Ich will sterben.“

Seniorin (79) extrem unterernährt gestorben Heimaufsicht wusste lange von Missständen

Säulen vor dem Eingang des Gutshauses, zwei top-renovierte Scheunen mit Fachwerk, alles in einem gepflegtem Park - das Horror-Altenheim

... sieht auf den ersten Blick aus wie eine Luxus-Wohnanlage für Reiche.

In dieser Idylle machten Ärzte des Medizinischen Dienstes der AOK Mitte Juni eine entsetzliche Entdeckung: eine krebserkrankte Frau, 79 Jahre alt, extrem unterernährt, die Wunden vom Durchliegen zum Teil tief bis auf die Knochen und mit abgestorbenem Gewebe. Eine Woche später starb die Seniorin im Heim. Die Kriminalpolizei ermittelt, eine Obduktion soll die Todesursache klären.

Bei elf weiteren Heimbewohnern stellten die Prüfer schwerste Pflegeschäden fest. Zwei waren wie die Verstorbene bis auf die Knochen abgemagert, eine 93-jährige Greisin wog nur noch 25 Kilo. Einige litten unter versteiften Gelenken, andere hatten Druckgeschwüre (Dekubitus) von langen, unbeweglichen Liegen.

Nachts gibt es nur eine Pflegerin für zwei Statio-

nen", sagt Eichenhof-Bewohner H. K. (67). „Da muss man schon mal über eine Stunde warten.“ Seit sieben Jahren lebt der frühere Landwirt im Heim, „und in der Zeit habe

ich sieben Stationsleiter gehabt. Das ist wie im Taubenschlag hier.“

Mithewohner G. E. T. (63) stimmt zu: „Die haben zu wenig ausgebildete

Leute.“ Nett seien die Mitarbeiter, aber sie hätten nicht mal Zeit, seinen abgerissenen Knopf ans Hemd zu nähen.

Die Pflegerinnen sind frustriert: „Die Kassen machen Vorschriften vom Schreibtisch aus, die haben doch gar keine Ahnung, wieviel Zeit gute Pflege wirklich braucht“, kritisiert Pflegehelferin K. S. (47). „Und wenn wir uns daran halten, schleichen sich eben Fehler ein.“

Gestern ordnete die Heimaufsicht des Kreises Pinneberg fünf Sofortmaßnahmen an:

1. Das Führungspersonal wird entlassen;
2. Einstellung von 16 zusätzlichen Fachkräften (Aufstockung auf 62 Stellen);

3. Die Bettenzahl wird von 220 auf 150 gesenkt. Für die „überzähligen“ Bewohner suchen die Betreiber neue Unterkünfte;

5. Aufnahmestopp. Missstände im hätte der Medizinische Dienst der Krankenkassen (MDK) schon vor anderthalb Jahren festgestellt. Ob die Mängel behoben wurden, prüfte der MDK aber erst jetzt.

Warum kein Arzt Alarm geschlagen hat? Achselzucken bei AOK und Heimaufsicht. „Die haben ja auch eine Schweigepflicht“, vermutet H. I. von der Heimaufsicht.

Am Montag wollen AOK und Kreisverwaltung über die Schließung des Heims sprechen.



Wusste seit Januar 2000 von Missständen im Heim: D. S. (AOK).

Pflegedienst und Seniorenbetreuung ist Vertrauenssache

Am 1.12.1987 wurde das Pflege- und Seniorenheim seiner Bestimmung übergeben. Mit seinen zum Teil denkmalgeschützten Gebäuden, die von einem Park umgeben sind, lädt diese ganze Anlage zu einem Aufenthalt ein. Mit einer An-

Wie wahr: Werbeslogan aus dem Prospekt des

Aus vorgenannten Gründen kann ich an dieser Stelle nicht den Namen des Heimes nennen, aber eines der im folgenden Pressebericht angeführten ist der tatsächliche „Schauplatz“ des in diesem Buch aufgeführten Geschehen!

Die Pflege-Skandale

Altenheime rund um Hamburg immer wieder im Zwielficht

Anfang 1995 wurde der Niendorfer Altenheimleiter A. B. wegen unterlassener Hilfeleistung zu 40 000 Mark verurteilt. Er soll die Krankenhauseinweisung einer Heimbewohnerin verhindert haben. Die 77 Jahre alte Frau starb an den Folgen einer Wundinfektion.

Im **Dezember 1996** wurden drei Mitarbeiter des Seniorenheims Groß Borstel zu Haftstrafen zwischen eindreiviertel und dreieinhalb Jahren verurteilt. Sie hatten einer Patientin Kot ins Gesicht geschmiert, eine andere nackt in das Zimmer eines Rentners geschubst und einem alten Mann die Schamhaare angezündet. In der Berufungsverhandlung kamen die drei mit Bewährung davon.

Ende 1998 schlugen Hamburger Gerichts-

mediziner Alarm: Ein Drittel aller verstorbenen Pflegebedürftigen wiesen Dekubiti (Druckgeschwüre) auf. Die Patienten-Initiative berichtete von mangelnder Versorgung, schlechter Hygiene und überfordertem Pflegepersonal.

Im **Dezember 2000** flogen gleich zwei Skandale auf. Sowohl im Seniorenzentrum Rahlstedter Höhe als auch im Altersheim Schnelsen starben drei Bewohner unter mysteriösen Umständen. Allein in Rahlstedt sollen mehr als die Hälfte der Mitarbeiter nicht für die Altenpflege qualifiziert gewesen sein.

Zuletzt wurde im **April 2001** das Scharbeutzer Altenheim geschlossen, weil an 40 Bewohnern Zeichen von Verwahrlosung festgestellt worden waren.

gfb

Sofern diese ihr überhaupt bekannt geworden sind, stürzt sich die Presse verständlicherweise nur auf die ganz besonders krassen Fälle. Von ihr erfährt man meistens nur die „Spitze des Eisberges“.

Es kann nicht der „Alltag“ sein, wie er sich in einem (möglicherweise auch besser geführtem) Heim wirklich präsentiert.

Darüber und welchen Widrigkeiten Patienten, auch über einen sehr langen Zeitraum, ausgesetzt sein können, ohne dass davon etwas an die Öffentlichkeit gelangt, soll dieses Buch informieren!

Der Verfasser

Boccaccio

Als ich an diesem Morgen aufstand, konnte ich noch nicht wissen, dass der heutige Tag (von meiner Geburt vielleicht einmal abgesehen) zum entscheidenden Tag in meinem Leben werden sollte. Es war der 28. Febr. 1971. Ein Sonntag.

Draußen stand alles in weißer Pracht, denn es hatte in der Nacht kräftig geschneit. Nachdem ich im April des vorangegangenen Jahres, nach einer Ehe, die sehr enttäuschend und frustrierend war, glücklich geschieden wurde, befand ich mich also bereits seit einiger Zeit wieder auf „Freiersfüßen“.

Ich stand in meinem kleinen Zimmer, in dem ich zwei Etagen über meinem Arbeitsplatz wohnte, vor dem Spiegel und zog noch einmal meine Krawatte gerade. Tanzschulerprobt, wollte ich zum Tanztee ins „Boccaccio“. Tanzen war meine große Leidenschaft. Das „Boccaccio“ war ein Etablissement in Hamburg, etwa im Stil der 20er oder 30er Jahre, mit viel Plüsch und Nostalgie. Fast pünktlich, der Beginn des Tanzens war um 15,30 Uhr, fand ich mich im genannten Lokal ein.

Ich erblickte sofort die attraktive und elegante Dame, die mir bereits am letzten Sonntag ebenfalls aufgefallen war. Flüchtig kannte ich sie schon etwas länger, da sie hin und wieder Gast im „Café Keese“ war, wo ich als Geschäftsführer meinen Job versah. Ich nahm mir fest vor, es heute bei ihr zu versuchen. Am vorigen Sonntag hatte ich nur einige Damen aufgefordert, die auch an meinem Tisch saßen.

Mir möglicherweise einen Korb zu holen, wie es mir, aus welchen Gründen auch immer, recht häufig widerfuhr, kalkulierte ich dabei ein. Nun, sie gab mir keinen Korb. Und wir passten sowohl im Größenverhältnis als auch vom Tanzverständnis her, recht gut zusammen.

Im Grunde genommen bin ich ein sehr gesprächiger und mitteilbarer Mensch. Wenn ich mit einer Frau das erste Mal tanze, fällt es mir allerdings meistens schwer, ein Gespräch zu beginnen, weiß ich doch nicht, welche Themen für die Partnerin interessant sind. Auf Banalitäten, wie über das Wetter oder ähnliches zu reden, kann ich dabei gern verzichten. Es ist mir daher immer ganz lieb, wenn die

Frau irgendwie das Gespräch eröffnet und ich dann entsprechend reagieren kann.

Außerdem bin ich bei ausreichendem Platz ein sehr „ausschweifender“ Tänzer, der möglichst die ganze Tanzfläche nutzt. „Tummeln“ sich nun mehr Paare auf dem Parkett, muss ich bei meinem Tanzstil immer die anderen im Auge haben, um Kollisionen zu vermeiden. Wenn meine Konzentration auf das Umfeld gerichtet ist, kann ich sowieso kaum Konversation betreiben.

Da ich also schweigend tanzte, fragte mich meine Partnerin dann auch sehr bald: „Sie tanzen wohl gern?“

„Ich tanze leidenschaftlich gern!“

„Das merkt man“, und schon waren wir mitten im Dialog.

Bei den Drehungen stoppte sie zwar anfangs nach etwa 180 Grad immer ab. Sie war das wohl von ihren bisherigen Tanzpartnern so gewohnt. „Drehen Sie doch einfach weiter“, forderte ich sie auf und von da an ging es vorzüglich.

Wenn ich mich, in den Tanzpausen der Kapelle, wieder auf meinen Platz (unweit dem ihren) gesetzt hatte, sah jeder zum anderen hinüber und wir lächelten uns dabei zu. Was ich sehr wohlwollend registrierte, sie rauchte nicht. Hätte sie es getan, wäre die Beziehung zu Ende gewesen, bevor sie überhaupt angefangen hatte, da ich selbst nie geraucht habe und dies auch gesundheitlich nicht vertragen.

Dass sie etwas älter war als ich, ließ sich nicht übersehen. Das war mir aber ziemlich egal. Sie gefiel mir recht gut. Mit ihren hochhackigen Schuhen war sie fast so groß wie ich. Sie trug eine Perücke, die ihr aber außerordentlich gut stand. Zudem bin ich von voluminösem Haar sowieso schon immer sehr fasziniert gewesen. In ihren Ansichten und Interessen, die ich in den Gesprächen erfuhr, die wir auch während des Tanzens führten, waren viele Parallelen mit den meinen festzustellen. Die Stunden verliefen wie im Fluge und die Zeit des Tanztees ging langsam ihrem Ende entgegen. Da es üblich war, dass, nach einer etwa einstündigen Pause, der Tanz am Abend fortgesetzt wurde, erkundigte ich mich, ob sie nach Hause müsse oder möglicherweise noch bleiben könnte. Sie konnte!

Irgendwann stand sie auf, um einem menschlichen Bedürfnis zu folgen. Direkt vor meinem Tisch führte eine Treppe ins

Untergeschoss, wo sich die Toiletten befanden. Um dorthin zu gelangen, musste sie also unmittelbar an mir vorbei! Natürlich blickte ich ihr lächelnd entgegen. Als sie mich erreichte meinte sie kiebig (norddeutsch: etwa für frech, dreist, aber im positiven Sinn): „Sagen Sie mal, wollen Sie eigentlich den ganzen Abend hier allein sitzen bleiben?“ und ging die Treppe hinunter.

Mir blieb nur der Blick auf ihre schlanken, wohlgeformten Beine. Ich fragte sofort als sie zurückkam: „Darf ich mich dann also zu Ihnen setzen?“.

„Natürlich, gerne“.

Was ich mir selbstverständlich nicht zweimal sagen ließ!

Wir verbrachten die Zeit mit Tanz und Gesprächen recht angeregt und irgendwann gab ich ihr dann auch den ersten schüchternen Kuss auf die Wange, der mit einem Lächeln quittiert wurde. Der Abend lief so harmonisch weiter, wie der Nachmittag begonnen hatte. Gegen Mitternacht (wir befanden uns gerade auf der Tanzfläche) erhielt jedes der tanzenden Paare ein Schild mit einer Nummer darauf. Ich glaube, wir hatten die 14. Da die Verteilung natürlich einige Zeit in Anspruch nahm, wurde dabei munter weitergetanzt. Dann hörte die Kapelle zu spielen auf und man brachte einen Roulettekessel heran. Die nun auf der Tanzfläche stehenden Paare wurden darauf aufmerksam gemacht, dass jetzt eine Kugel im Kessel „gedreht“ würde.

Das Paar auf der Tanzfläche, welches die mit der gefallenen Kugel identische Nr. aufwies, würde eine Flasche Sekt gewinnen. Die Spannung war groß und... wir gewannen!! Das passte alles wunderbar zusammen!

Später in der Nacht forderte meine Tanzpartnerin mich auf: „Wenn Sie schon mit mir Sekt trinken und den ganzen Abend mit mir tanzen, können Sie sich jedenfalls vorstellen!“. Rumms, hatte ich mein nächstes Fett weg! Aber natürlich gefiel mir ihre „freche Art“. Ich stellte mich dann also vor und sie tat es mir nach: „Jola Götz“.

Die Zeit verlief, es wurde später und später (man könnte auch sagen früher und früher) und der Sekt immer weniger. Als dann endlich die Kapelle Feierabend machte, war es morgens 4 Uhr. Ich hatte

inzwischen erfahren, dass Jola Verkäuferin bei „Java-Kaffee“ war und bereits um 8 Uhr wieder ihren Dienst antreten sollte.

Ich musste mir den Vorwurf gefallen lassen: „Warum haben Sie mich eigentlich nicht bereits letzten Sonntag aufgefordert? Ich habe die ganze letzte Woche noch Urlaub gehabt. Nun muss ich morgen wieder arbeiten!“.

„Heute“, verbesserte ich sie. Sie stutzte: „Ja gut, heute“.

(Monate und Jahre später sprachen wir noch hin und wieder über diese Situation und irgendwann hat sie mir gestanden, ihre Gedanken seien an diesem ersten Sonntag gewesen: „Warum holt der „Blödmann“ **mich** denn nicht!?“).

Als wir später das Lokal verließen war es draußen ziemlich kalt.

Ihr blond gelockter Kopf schaute kaum aus dem schwarzen Pelzmantel heraus, was aber trotzdem einen reizenden Kontrast darstellte! Bevor sie in ein Taxi stieg, musste ich ihr noch unbedingt einen Wangenkuss geben. Wir hatten unsere Tel.-Nr. ausgetauscht und ein Gespräch vereinbart.

In diesem erfuhr ich dann, dass sie gut nach Haus gekommen war. Sie hatte sich einen starken Kaffee gemacht und musste dann auch schon bald wieder los, um rechtzeitig zur Arbeit zu kommen. Ich hatte es dabei natürlich viel besser, begann mein Dienst doch erst wieder am Abend um 20 Uhr. Unseren Tanznachmittag wollten wir unbedingt wiederholen. Und so geschah es dann auch bereits am nächsten Sonntag. Dieser verlief, da wir ja nun schon etwas vertrauter miteinander waren, noch harmonischer als der vorangegangene. Und wir gewannen um Mitternacht wieder die Flasche Sekt (ich glaube, wir hatten diesmal die Nr. 36). Unser erneuter Gewinn wurde von den Gästen, die es auch am Vorsonntag mitbekommen hatten, natürlich entsprechend kommentiert. Während wir letzten Sonntag noch nicht „so weit gedacht hatten“ und die leere Flasche zurückgelassen hatten, meinte Jola: „Diesmal nehme ich die Flasche aber mit“. Sie wurde dann von ihr im Laufe der Jahre in wechselnden Wohnzimmerschränken platziert und stand dort insgesamt über 27 Jahre!! Danach haben wir nie wieder eine Flasche Sekt im „Boccaccio“ gewonnen. Obwohl wir noch recht häufig, sowohl zum Tanztee, als auch an Wochenendabenden dort das Tanzbein geschwungen haben.

Einmal konnte ich sie dort so richtig verblüffen: Längst hatten wir uns bereits gegenseitig unsere Liebe gestanden und Koseworte füreinander gefunden. Ich hatte ihr eines Tages gesagt: „Du hast mein Herz gestohlen. Du hast mein Herz geraubt. Du bist ein Räuber!“.

Ab diesem Zeitpunkt nannte ich sie nur noch zärtlich „Räuber“ auch in Variationen Räuberchen, Räuberlein, wohl auch mal Räubermaus. Da ich sehr gern schmuste und wir das ebenfalls ausgiebig praktizierten, wurde ich von ihr zunächst mit Schmusekater, später dann immer mit mein Kater oder mein Katerchen titulierte.

Verliebte machen und sagen bekanntlich die verrücktesten Sachen.

Eines Tages fiel mir folgendes auf: Wir stiegen gerade vorne in einen Bus ein und Jola hatte zum Vorzeigen ihre Dauerkarte in der Hand. Sie hielt sich gleichzeitig mit der Hand am Griff der Bustür fest. Da ich unmittelbar hinter ihr die Stufen hochstieg, blickte ich zufällig auf ihre Hand und somit auch auf die Karte. Dabei las ich dann auch ihren Namen und der war keinesfalls Jola, sondern „Jolantha“!

Ob sie vielleicht in früherer Zeit mit <Jolante> gehänselt worden war und nun immer bewusst nur die ersten Silben für ihren Namen verwendete und mir daher nie ihren vollen Namen gesagt hatte?

„Na warte mein Räuber“, dachte ich mir. „Bei passender Gelegenheit werde ich dich damit verblüffen, dass ich schon eine ganze Weile deinen vollen Namen kenne“.

Wir saßen dann eines abends wieder beim Tanz im „Boccaccio“ und sprachen über irgendeine Person, die einen sehr merkwürdig klingenden Vornamen hatte. Mein Räuber meinte daraufhin: „Das ist aber kein Deutscher Name!“ Nun sah ich mich am Ziel und antwortete: „Na ja, Jolantha ist ja auch nicht unbedingt ein Deutscher Name!“.

Ich habe nie wieder diesen Gesichtsausdruck vergessen. In ihm war alles zu lesen. Erstaunen, Verblüffung, ja auch ein wenig Angst oder gar Entsetzen. Sie wollte natürlich wissen, woher ich ihren vollen Vornamen wusste und ich erzählte es ihr.

„Dann weißt Du jetzt auch, wie alt ich bin“, hakte sie nach. Ich musste zugeben: „Nein, das weiß ich immer noch nicht“. Erfuhr ich es an diesem Abend? Oder war es einige Zeit später? Irgendwann

kam Jola (wie ich sie weiterhin auch in der Öffentlichkeit zu nennen pflegte), dann aber doch mit der Wahrheit heraus!

Ich muss zugeben, ein ganz klein wenig war ich doch, zumindest im ersten Augenblick, schockiert, als ich hörte, sie war bereits 51 Jahre und somit 18 Jahre älter als ich mit meinen 33 Lenzen. Aber dieser Zustand hatte sich sehr schnell wieder gelegt. Zumal sie ja auch keinesfalls danach aussah. Wir haben dann in den weiteren Jahren unseres Zusammenseins stets 10 Jahre „weggeschummelt“. Wenn Außenstehende meinten, Jola sei wohl älter als ich, haben wir mein richtiges Alter genannt und hinzugefügt: „und Jola ist acht Jahre älter“. Diese Aussage hat man auch nie in Zweifel gezogen. Ich bin stets nach der Devise gegangen: <Liebe kennt kein Alter> und < die Chemie muss stimmen >.

Wir sind weiterhin regelmäßig ins „Boccaccio“ tanzen gegangen.

Insbesondere haben wir dort am 28. Febr. eines jeden Jahres unseren Kennlerntag gefeiert. Solange, bis das Lokal irgendwann seine Pforten für immer schloss.

Aber wir waren nicht nur ausschließlich dort, sondern auf allen Tanzflächen Hamburgs zuhause. Da wir, sobald die Musiker ihre Instrumente erhoben, Richtung Tanzfläche steuerten, waren wir stets die ersten und konnten so meist jeweils nach Herzenslust unsere Figuren austanzen. Das gab dann auch schon mal Beifall auf offener Szene.

Altlasten

In Westerland/Sylt geboren und aufgewachsen, verließ ich zunächst mit 15 Jahren mein Elternhaus, um im Ruhrgebiet den Beruf eines Bergmannes zu erlernen.

Man hatte uns mit Vorträgen und Filmen, in denen die Verdienst- und Aufstiegsmöglichkeiten in Superlativen beschrieben wurden, dorthin gelockt. Ich war auch anfangs recht begeistert und habe in den in der Heimat verbrachten Urlauben, an der Schule weitere Interessenten rekrutiert. Mein Enthusiasmus ließ aber umso mehr nach, je länger die Lehrzeit dauerte. Schließlich war ich froh, dass ich nach drei Jahren dort „meine Zelte“ wieder abrechnen konnte. Morgens machte ich noch meine Knappenprüfung und nachmittags saß ich bereits im Zug nach Hause.

Mein Vater hatte mir bereits eine weitere Lehrstelle als Industriekaufmann in einem Rohr- und Tiefleitungsbaununternehmen besorgt. Da mir zeitlich die erste Lehre angerechnet wurde, durfte ich bereits nach zwei Jahren meine Kaufmannsgehilfenprüfung ablegen, die ich dann auch erfolgreich absolvierte. Während ich danach beruflich unterschiedliche Aktivitäten entwickelte, machte ich privat die ersten Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht.

Ich hatte einige kleinere „Scharmützel“, bevor ich am 31.Dez. 1958 eine junge Frau kennen lernte, mit der es dann sehr bald ernst wurde. Meine Eltern waren überhaupt nicht begeistert, nachdem ich ihnen meine Eroberung vorgestellt hatte, und mein Vater sagte sogar wörtlich: „Das ist keine Frau für Dich!“. Er hatte nicht etwa Ständesdünkel oder ähnliches, er merkte ganz einfach, wir passten nicht zusammen (für Astrologie-Interessierte, sie war Waage, ich Widder).

Ich ließ mich davon allerdings nicht beeinflussen. Meine „Braut“ war in Westerland als Friseurin angestellt, folgte mir in ihrem Beruf aber auf das Festland, als ich in einer dortigen Konservenfabrik ein Lohnbüro aufbaute. Im Juni 1961 heirateten wir in Westerland <in kleinem Kreise>, blieben zunächst noch eine Weile auf dem Festland und kehrten schließlich nach Westerland zurück. Während meine Frau noch einmal in dem Geschäft arbeitete, in dem sie tätig war, als

wir uns kennen lernten, ging ich zunächst nur jobben, um eine zusätzliche Einnahmequelle zu haben. Nach vielen Gesprächen kamen wir zu dem Entschluss, dass wir uns gemeinsam im Friseurgewerbe selbstständig machen wollten.

Irgendwie hatte ich aber immer das Gefühl, dass es nicht gut gehen würde. Ich brachte es auch eines Tages mit den Worten zum Ausdruck: „Ich befürchte, wenn wir zusammen ein Geschäft aufmachen, geht unsere Ehe zu Bruch!“

Davon wollte sie nun gar nichts hören. Eingedenk des Wissens, dass die gesamte Administration sowieso auf meinen Schultern liegen würde, ermunterte sie mich: „Du bist der Chef und ich mache nur meine praktische Arbeit!“.

„Unter dieser Prämisse kann es klappen“, gab ich zu.

Das bedingte natürlich, dass meine Frau zunächst einmal die Meisterschule besuchen und ihre Meisterprüfung machen musste. Wir realisierten unsere Pläne. Da die Schulung nicht kostenlos war, brachte ich meine Ersparnisse mit ein und „büffelte“ mit ihr die Theorie. So hatte ich auch einen gewissen Anteil daran, dass sie Schule und Prüfung zu einem guten Ende brachte.

Ich begann nunmehr, mich nach einem entsprechenden Ladenlokal umzusehen. Nachdem ein solches (wenn auch nur ein sehr kleines) mit Glück in einer der Hauptstraßen Westerlands gefunden war (bei allerdings nur dreijähriger Laufzeit), konnte man daran gehen, sich um das entsprechende Interieur zu kümmern.

Ich schrieb also alle erreichbaren Friseurinrichtungsfirmen an und erhielt, mit geringen Abweichungen im Detail, von allen die Antwort, dass man uns sehr gern einen Salon einrichten würde.

Die Preise bewegten sich, je nach Güte der Einrichtung, so zwischen DM 18.000,- und DM 25.000,-. Jeweils die Hälfte des Gesamtpreises sei anzuzahlen, der Rest sollte über Finanzierungen laufen. Da wir über keinerlei Mittel verfügten, schien sich alles „in Wohlgefallen aufzulösen“. Schließlich fanden wir eine Firma, die uns ein Angebot für DM 20.000,- machte und nur 10% Anzahlung haben wollte.

Aber selbst diese relativ geringe Summe ist hoch, wenn man sie nicht hat! Die Banken waren nicht bereit, auch nur den kleinsten Betrag herauszurücken, wenn nicht entsprechende Sicherheiten vorhanden

wären. Sie waren aber nicht! Dann bräuchten wir einen Bürgen! Ich bekniete meinen Vater, selbst nur ein kleiner Handwerker und er war schließlich bereit, eine Bürgschaft zu übernehmen.

„Dann könnte ich statt DM 2.000,- eigentlich auch gleich einen Kredit in Höhe von DM 3.000,- aufnehmen“, war ich der Meinung. „Denn mit der bloßen Einrichtung ist es noch nicht getan. Es könnte dann nicht nur die Einrichtungsfirma, sondern auch alle anderen, eine Anzahlung bekommen“. Schließlich musste ein neuer Fußboden verlegt werden, es wurde Beleuchtung innen und außen (Reklame) notwendig und letztendlich brauchten wir ja auch Handwerkzeug. Und Waren zur Bedienung der Kunden und für den Verkauf.

Sicher würden auch noch weitere Kosten anfallen, an die man im Moment überhaupt noch nicht denken würde.

Mein Vater erklärte sich schließlich zur Bürgschaft bereit, wir bekamen von der Bank die DM 3.000,- und es konnte losgehen. Zuvor mussten aber noch die nötigen Wasser- bzw. Abflussleitungen verlegt werden und zwar sowohl innerhalb des Ladenlokals als auch außerhalb des Gebäudes. Es war März und die Erde z. Tl. noch gefroren, als wir darangingen, draußen die Ausschachtungen vorzunehmen und die Leitungen zu verlegen.

Es zahlte sich nun aus, dass mein Vater Klempner und Installateur war und er (mit meiner bescheidenen Hilfe) uns kostenlos alles herrichtete. Zwischenzeitlich wurde auch der Vertrag mit der Einrichtungsfirma abgeschlossen. Nachdem deren Mitarbeiter den Einbau vorgenommen hatten, eröffneten wir am 1.4.1962 unseren ersten Salon, was sogar von der Lokalpresse gewürdigt wurde. Zur beginnenden Saison stellten wir zwei Friseurinnen ein und beschäftigten auch bald drei Lehrlinge, so dass wir uns in dem relativ kleinen Raum mit sieben Personen gegenseitig auf den Füßen standen. Eines Tages gab ich meiner Frau zu bedenken:

„Man kann nicht in die Zukunft schauen und nicht wissen, was alles passiert. Aber du kannst ja mal durch Krankheit oder Unfall einen Totalausfall erleiden oder im schlimmsten Fall auch sterben.

Dann stehe ich da mit dem Salon und kann ihn, weil mir die Voraussetzungen fehlen, nicht weiter betreiben. Bei der Kostenkonstellation wäre eine einzustellende Meisterin nicht tragbar, man müsste das Geschäft möglicherweise für 'nen Apfel und 'n Ei

verkaufen, und ich würde sicher auf einem Riesenschuldenberg sitzen bleiben. Ich werde daher jetzt den Beruf von <der Picke auf> lernen, um mittelfristig nicht nur die Gesellen-, sondern auch die Meisterprüfung zu machen“.

So schloss ich mit meiner Frau einen offiziellen Lehrvertrag ab. In der Berufsschule saß ich dann neben 10 Jahre jüngeren Jungen und Mädchen! Dass ich das, was ich dort hörte, natürlich aus einem ganz anderen Blickwinkel als die übrigen Schüler sah, lag auf der Hand. Als ich dann die neuen Erkenntnisse im eigenen Geschäft umsetzen wollte, gab es den ersten Krach. So bekam ich u. a. zu hören: „Was willst du eigentlich, ich bin hier die Meisterin und du bist nur Lehrling!“ Wenn ich dann daran erinnerte, dass ich doch der Chef sein sollte, klang es mir höhnisch entgegen: „Hast Du das schriftlich?“

Ich war alles in einer Person: Lehrling, mithelfendes Familienmitglied und für das Finanzamt der Geschäftsinhaber, denn wegen der Steuer hielt man sich an mich. In den nächsten etwa 2 1/2 Jahren passierte soviel, dass darüber ein extra Buch geschrieben werden könnte.

Jedenfalls ging es sowohl geschäftlich als auch privat ständig weiter bergab!

Irgendwann reichte dann meine Frau die Scheidung ein. Bevor diese überhaupt ausgesprochen war, zog sie mit unserer inzwischen geborenen Tochter, ins Rheinland, zu einem anderen Mann. Sie hatte diesen durch eine Anzeige einer Friseurfachzeitschrift kennen gelernt, in der er für sein Geschäft eine Meisterin suchte.

Bereits zwei Tage später rief sie an und bat kleinlaut: „Kann ich nicht wieder zurückkommen, ich habe es hier ja so schlecht getroffen“. Da ich insbesondere meine Tochter überaus liebte und trotz aller Widrigkeiten auch für meine Frau noch etwas empfand, stimmte ich zu. Schließlich konnte ich die beiden nicht einfach ihrem Schicksal überlassen.

„O.k., dann kommt erstmal wieder her und wir müssen uns dann darüber unterhalten, wie es weitergehen soll“. Eine der ersten Bemerkungen nach ihrer Rückkehr war:

„Ich habe es mir überlegt, ich lasse mich nicht mehr scheiden!“

Das brachte mich nun wieder „auf die Palme“. „Ja glaubst du denn, dass ich zu allen deinen Entscheidungen immer „Ja und Amen“ sagen werde?

Wenn du bestimmst, ich lasse mich scheiden, habe ich das zu akzeptieren und wenn Du dann plötzlich meinst, es nun doch nicht mehr zu wollen, habe ich wiederum dem zuzustimmen. So läuft das nicht!“

Sie hat mich dann doch umgestimmt und offiziell ihren Scheidungsantrag widerrufen. Dann dauerte es auch nicht sehr lange, bis wir wieder körperlichen Kontakt hatten. Wir waren uns allerdings darüber im Klaren, dass wir in unserer Situation keinesfalls ein zweites Kind haben dürften und praktizierten daher beim Sex den „Koitus interruptus“. Meine Frau befriedigte mich mit der Hand und begab sich danach immer ins Bad, „um sich den Samen von der Hand zu waschen“.

Zunächst wollte ich meine Frau aus dem Geschäft heraushalten und sie sollte sich endlich mehr um die häuslichen Angelegenheiten kümmern. Nach einiger Zeit empfand ich die Situation aber als zu kurios und holte sie in den Salon zurück.

Ich bestand allerdings darauf, dass, natürlich mit meiner Hilfe, im privaten Umfeld eine Besserung gegenüber ihrem früheren Verhalten eintreten müsse. In der ersten Zeit gab sie sich auch Mühe und es lief alles ganz gut, aber allmählich kehrten die alten Zustände zurück.

Außerdem wurde uns die Privatwohnung gekündigt, weil der Vermieter angeblich Eigenbedarf geltend machte. Dann teilte man uns mit, dass man den Vertrag für unseren Salon nicht verlängern würde. Und wir saßen auf Verbindlichkeiten von weit über DM 30.000,-- Das war Anfang der 60er Jahre eine beachtliche Summe! Da wir wussten, dass jeder allein es nicht schaffen würde, aus diesem Dilemma herauszukommen, blieben wir erst einmal zusammen. Ich machte dann den Vorschlag, uns nach Hamburg zu orientieren, um hier ganz neu zu beginnen. Vor allem würde uns dort, wie ich annahm, ein etwa gleichmäßiges Jahresgeschäft erwarten, während unsere Existenz in Westerland doch zu stark saisonabhängig war.

Wir hatten dann auch noch das Glück, eine Kundin zu bedienen, die aus Hamburg kam und zwei Zimmer abzugeben hatte, wo wir erst mal unterkommen konnten. Im Herbst 1964 fand dann der Umzug

statt, nachdem ich im Vorfeld dafür gesorgt hatte, dass wir auch gleich wieder ein Friseurgeschäft eröffnen konnten.

Allerdings mussten wir morgens und abends zwischen Wohnung und Geschäft hin und her pendeln. Zwischenzeitlich wurde meine Frau plötzlich schwanger! Als ich darüber mein Erstaunen zum Ausdruck brachte, hatten wir doch stets eine Schwangerschaft verhindern wollen, wurde ich mit den Worten verhöhnt: „Du willst immer so schlau sein, dabei bist Du sooo blöd!“.

Dann machte sie mich mit der Tatsache bekannt, dass sie nach jedem Geschlechtsverkehr sich den Samen nicht von der Hand entfernt hatte, wie sie stets behauptete, sondern ihn sich so lange selbst eingeführt hatte, bis es endlich mit der Schwangerschaft geklappt hat. Wie sie sich ausdrückte, wollte sie mir damit „eins auswischen“. Das war ihr ja auch vorzüglich gelungen und ich fühlte mich dabei total vergewaltigt!

Trotzdem ging der Alltag weiter! Dazu gehörte, dass wir durch die Arbeit im Friseurgeschäft unsere Existenz sichern mussten. Wir begannen zunächst ohne Angestellte, um die auf uns zukommenden Kosten so niedrig wie möglich zu halten. Meine Frau war eine ausgezeichnete Fachkraft. So hatten wir schon bald einen sehr guten Ruf in der Umgebung und der Salon war auch zunächst immer gut gefüllt.

Da wir alle Kundinnen „mitnehmen“ wollten, zog sich die Bedienung jeder einzelnen endlos hin und es war keine Seltenheit, dass wir für eine einfache Wasserwelle bis zu drei Std. benötigten. Das wiederum wollten die Damen nicht. „Sie machen zwar sehr gute und haltbare Frisuren“, wurde uns bestätigt, „aber so lange können wir hier nicht sitzen!“.

Außerdem spielte unsere größere Tochter im Salon auf der Erde, fasste dann den Kundinnen an die Kleidung und beschmutzte sie in teilweise erheblichem Maße. Es blieben immer mehr Kundinnen weg und es war nur noch eine Frage der Zeit, wann wir auch hier wieder am Ende waren.

Das war dann auch nach etwa einem Jahr der Fall und so schlossen wir unsere Pforten in einem Stadtteil, der doch ein ganzes Stück von

dem Wohnsitz entfernt war! Stattdessen eröffneten wir aber alsbald gegenüber unserer privaten Bleibe (die man schlecht als Wohnung bezeichnen konnte) einen neuen Salon. Hier stellten wir nun gleich zwei Friseurinnen ein, um das im vorigen Geschäft erlebte Desaster nicht noch einmal mitzumachen.

Für vier Personen war dann doch nicht gleich genug zu tun und ich musste die bessere Kraft, da sie nicht am Samstag (der unser Haupteinnahmetag war, weil wir, im Gegensatz zu unserer Konkurrenz, bis abends geöffnet hatten) arbeiten wollte, wieder entlassen.

Die verbliebene stellte jedoch alle Anordnungen infrage und begann sich, vor allem mir gegenüber, in immer größerem Umfang zu widersetzen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als sie ebenfalls eines Tages zu entlassen. So erging es uns wie bereits gewohnt und auch dieses Geschäft mussten wir nach einiger Zeit wieder schließen!

Meine Frau wurde dann als Meisterin bei einem der führenden Hamburger Friseure angestellt, ich ging Gelegenheitsjobs, u. a. im Außendienst, nach. Von unseren Verdiensten versuchten wir, unsere Schulden, die inzwischen auf über DM 50.000,- angelaufen waren, abzutragen. Wir traten aber nur auf der Stelle und Zinsen und Zinseszinsen fraßen uns auf.

Im Juni 1965 kam dann unsere zweite Tochter zur Welt und die ganze Lage wurde noch verzweifelter. Dann zog unsere Hauptmieterin aus und uns wurden natürlich die beiden Zimmer vom Hauseigentümer ebenfalls (gerichtlich) gekündigt. Nun drohte sogar die Obdachlosigkeit bzw. eine entsprechende Unterbringung in einem Obdachlosenheim.

Ich machte meiner Frau daher den Vorschlag, uns wieder selbstständig zu machen. Mir schwebte dabei vor, einen Salon mit angeschlossener Wohnung zu erstehen, den wir einigermaßen günstig von Leuten erwerben konnten, die aus Altersgründen aufgaben und wo es uns möglich wäre, den Kaufbetrag in Raten abzustoßen. Schließlich fanden wir auch etwas adäquates. Für die beim Einzug fällige erste Rate sowie die zu übernehmende Ware mussten wir DM 3.000,- aufwenden. Wir nahmen das bei unseren jeweiligen Arbeitgebern letztmalig gezahlte Gehalt, ich ließ mir meinen Urlaub

auszahlen und hatte kurzfristig noch etwa 1/3 der Summe nebenbei verdient, so dass wir den Betrag zusammen hatten.

Es sollte ein neuer Anfang werden (ich wollte allerdings nicht wieder im Geschäft tätig sein). Leider verschlechterte sich die Situation vor allem im privaten Umfeld aber so sehr, dass schließlich ich es war, der diesmal die Scheidung einreichte. Die wurde dann auch, wie schon erwähnt, am 9. April 1970 ausgesprochen.

In der Verhandlung wurde vereinbart, dass ich aus der gemeinsamen Wohnung ausziehen und nur meine persönlichen Sachen mitnehmen würde. Meine Frau sollte den Salon übertragen bekommen, mich dafür aber auch von allen Verbindlichkeiten frei halten. Es wurde ein gegenseitiger Unterhaltsverzicht ausgesprochen und mein Besuchsrecht zu den Kindern geklärt. Leider wurde dieses ständig torpediert. Laufend gegen mich aufgehetzt, wollten diese dann ab 1973 nichts mehr von mir wissen und der Kontakt brach ab. Mein Anwalt erklärte mir, dass ich mit dem Gerichtsvollzieher mein Besuchsrecht hätte durchsetzen können. Davon wollte ich aber keinen Gebrauch machen.

Mit nur wenigen Habseligkeiten konnte ich mein Leben also nun völlig neu gestalten. Erst einmal musste ich aber einen neuen Job, sowie ein Dach über dem Kopf finden. Bereits nach nicht allzu langer Suche wurde ich fündig und konnte mich entscheiden zwischen einer Tätigkeit im Außendienst (ich hatte bereits früher so etwas verrichtet, es war aber nicht das „non plus ultra“) und einer Anstellung als Geschäftsführer im „Café Keese“. Hier bekam ich zwar nur ein geringes Gehalt, zusätzlich wurde mir aber Kost und Logis gewährt und ich brauchte, um zur Arbeit zu gelangen, nur die Treppe hinuntergehen. Die Entscheidung war schnell gefällt und am 1. April 1970 trat ich meinen Dienst als Geschäftsführer im „Keese“ an.

Koordinierung

So also stellte sich meine Situation dar, als mit Jola die Frau in mein Leben trat, die zur großen Liebe meines Lebens werden sollte! Da ich, wie ich sehr schnell feststellte, mit ihr über alles sprechen konnte, haben wir uns natürlich auch ausführlich über meine Vergangenheit unterhalten.

„Ich werde Dich diese Zeit vergessen lassen!“, versprach sie mir und hielt stets Wort. Es war gar nicht so einfach, unsere Zusammenkünfte zu organisieren. Schließlich arbeitete ich, wenn sie schlief und umgekehrt! Wenn ich morgens aufstand, war es 10 Uhr, häufig auch später. Nach dem Mittagessen blieb mir der Nachmittag, den ich irgendwie allein „bewältigen“ musste.

Da Jolas Arbeitsstelle nicht allzu weit entfernt war, bin ich des Öfteren kurz vor ihrem Feierabend dort erschienen. Nach ihrem Dienstschluss sind wir dann, je nach Witterung, spazieren gegangen oder auch zu mir auf 's Zimmer. Dort fand dann irgendwann auch unser erstes intimes Zusammensein statt.

Wenn ich um 20 Uhr meine Tätigkeit aufnahm, fuhr Jola entweder nach Hause oder setzte sich als Gast ins Café um in meiner Nähe zu sein. Es kam schon hin und wieder vor, dass sie die ganze Nacht durchmachte und nach Beendigung meiner Arbeit sind wir noch gemeinsam „um die Häuser gezogen“. Es gab genug Gelegenheit, irgendwo noch selbst zu tanzen, da immer noch das eine oder andere Lokal geöffnet hatte.

In dieser Zeit bekam mein Schatz außerordentlich wenig Schlaf! Teilweise ging sie aber auch, wenn sie eine zeitlang im Lokal zugebracht hatte auf mein Zimmer (einen Schlüssel dazu hatte sie) und schlief dort bis zu meinem Eintreffen.

Pro Woche hatte ich einen freien Tag. Schön war es natürlich, wenn dieser auf einen Sonntag fiel, konnten wir dann doch sehr viel Zeit gemeinsam verbringen. Nachdem wir uns einige Monate kannten, gab es auch einen dieser Tage. Plötzlich, wir waren am Abend irgendwo gewesen, fragte Jola mich: „Wollen wir nach Barmbek?“.

Da sie zu diesem Stadtteil eigentlich gar keine Verbindung hatte, wollte ich wissen: „Was sollen wir denn in Barmbek?“

„Zu mir fahren“, war die für sie logische Antwort. „Na gut“, meinte ich, „aber Du wohnst doch in Bramfeld!“

Das lief für sie aber auf dasselbe hinaus.

Etwas später betrat ich dann also das erste Mal ihre Wohnung. Sie machte die Schlafzimmertür auf, deutete auf das Ehebett und meinte: „Setz Dich da bitte mal hin“.

Dann machte sie die Tür zu und war zunächst verschwunden. Da saß ich nun, ohne zu wissen, wie ging es weiter. Aber sie kam bald wieder. Der Schlafzimmertür direkt gegenüber befand sich die Tür zum Zimmer von Barbara, Jolas Tochter.

Diese bekam nichts davon mit, dass wir uns zum ersten Mal in Jolas Betten körperlich liebten (ich hasse den Ausdruck: „miteinander schlafen“!). Wir waren aber, auch als Barbara längst ausgezogen war, nie sehr laut beim Sex!

Es war Frühling geworden und unsere Beziehung hatte eine Innigkeit angenommen, die ich nie für möglich gehalten hätte.

So schön die Momente, die wir miteinander verbringen konnten, auch waren, sie reichten uns beide nicht! Als Jola daher eines Tages den Vorschlag machte, ich solle bei ihr einziehen, überlegte ich nicht lange. Dann kam die Hiobs-Botschaft: Ich sollte im Sommer, wie bereits im Vorjahr, in Niendorf/Ostsee, wo der Inhaber ebenfalls ein „Cafe Keese“ betrieb, arbeiten. Der Neffe des Besitzers, der ebenfalls die Funktion eines Geschäftsführers ausübte, erkrankte dann aber für längere Zeit und so wurde ich dringend in Hamburg benötigt.

Da ich mit meinem Räuber bereits vielfach über meine Heimatinsel Sylt gesprochen hatte, wollte sie diese gern einmal kennen lernen. Wir fuhren dann auch für einige Tage dorthin, was sich aus folgender Situation ergeben hatte: Seit 11 Uhr auf den Beinen, nahm ich eines Abends wie immer gegen 20 Uhr meinen Dienst auf. Nach dessen Beendigung, konnte ich aber nicht zu meiner üblichen Zeit schlafen gehen.

Unser am Tage arbeitender Kellermeister war kurzfristig ausgefallen und man bat mich, die Aufgabe mit zu übernehmen, was ich selbstverständlich auch tat! Abends musste ich dann natürlich trotzdem meiner Tätigkeit im Lokal nachkommen und hatte so drei

Schichten hintereinander gearbeitet!! Da ich zur „Belohnung“ für meinen Einsatz zwei Tage Extraurlaub erhielt und ich zusätzlich meinen freien Tag einsetzte, fuhren wir (ohne dass ich zwischenzeitlich ins Bett gekommen war), unmittelbar nach meiner letzten Schicht mit der Bahn in meine Heimat.

Als ich dort dann nachmittags mit meinem Schatz in den Dünen lag, hatte ich über 50 Stunden nicht die Augen zugemacht! Ich schlief daher dort dann auch sehr fest ein und war nur unter äußerster Anstrengung wach zu bekommen, als es kühler wurde und mein Räuber ins Apartment zurück wollte.

Irgendwann im Juni oder Juli 1971 war es dann mit meinem Einzug soweit. Ein weiterer Meilenstein auf dem Weg unserer Beziehung war gelegt.

Damit war aber das Problem noch nicht gelöst, denn wir hatten ja weiter unterschiedliche Arbeitszeiten. Es war aber schon einmal ein Vorteil, dass sie morgens aufstand, wenn ich nach Hause kam und wir dann gemeinsam frühstückten. Wenn sie danach zur Arbeit musste, ging ich ins Bett.

In der übrigen Gestaltung änderte sich auch nicht so sehr viel. Ich holte sie wie vorher auch abends von der Arbeit ab, wir verbrachten eine kurze Zeit miteinander, gingen spazieren oder saßen in irgendwelchen Anlagen (es war ja Sommer), bis es soweit war, dass sie mich zur Arbeit brachte und dann entweder heim fuhr, oder sich wie früher, für einige Std. oder auch die ganze Nacht, ins Lokal setzte. Nur, dass wir danach dann nicht mehr in mein Zimmer gingen, sondern gemeinsam nach Hause fuhren.

Es blieb also gar nicht aus, dass uns letztendlich diese Situation auch nicht gefiel. „Willst Du Dir nicht einen Tagesjob suchen?“, fragte sie mich schließlich. Ich stimmte dem zu.

Obwohl ich noch nichts neues in Aussicht hatte, kündigte ich dennoch zum 31. 12. 1971 meine Stellung im „Café Keese“. Den letzten Tag beendete ich mit einem dicken Daumen, hatte ich doch den ganzen Nachmittag Hunderte von Luftballons für Silvester aufgeblasen und zugeknotet. Eine kleine Begebenheit am Rande spielte sich noch zwischen meinem Chef, dem alten Bernhard Keese